

Es muss hörbar sein

Der Musiker David Orlowsky spielt mehr als nur Klezmer

In Schubladen will er sich nicht pressen lassen. Statt dessen vertraut er auf sein ästhetisches Urteil und eine Mischung musikalischer Stile, die ihn weltberühmt gemacht hat. Der Klarinettenist David Orlowsky ist längst ein Star des Klassikbetriebs, in den er eigentlich nie wollte.

Von Markus Dippold

David Orlowsky ist ein Suchender. Zufälle spielen im Leben des jungen Klarinettenisten eine wichtige Rolle. Unvorhergesehenes, auch Ungeplantes findet man in seiner künstlerischen Biografie immer wieder. Und doch hat ihn dieser scheinbar verschlungene Weg direkt vom beschaulichen Tübingen auf die großen Konzertpodien der Welt geführt. „Sechzig bis achtzig Konzerte spiele ich mittlerweile jährlich. Ich kann mich nicht beklagen. Viel eher muss man dem Trio gratulieren, dass wir so viel zu spielen haben.“

Bei ihm hat sich das in den letzten Jahren kontinuierlich entwickelt, für ihn auf manchmal sehr überraschende Weise, die Stationen sind größer, bedeutsamer geworden, jüngst hat er in der New Yorker Carnegie Hall debütiert – und das mit gerade einmal sieben- und zwanzig Jahren. „Eigentlich ist es völlig verrückt, wenn man überlegt, mit wem ich alles gespielt habe – und da konnte ich noch nicht mal richtig Klarinette spielen. Ich habe mit Giora Feidman im Konzert gespielt, bin mit Márcia Haydée aufgetreten, da war ich gerade mal sechzehn Jahre alt!“

Zufällig kam Orlowsky zur Klarinette, erste musikalische Erfahrungen hatte er, der aus einer Musikerfamilie stammt, mit dem Schlagzeug gemacht. „In meiner Familie machen alle Musik, eigentlich nur klassische. Und das konnte ich als Kind überhaupt nicht leiden und habe regelrecht dagegen protestiert und wollte nur Rockmusik machen, deswegen habe ich mit Schlagzeug angefangen.“ Aus der jugendlichen Antipathie gegen die E-Musik wurde aber doch eine Leidenschaft. Auf einer Konzertreise probierte er das Instrument des Klarinettenisten aus, „und es kam sofort ein Ton raus, was ziemlich erstaunlich war“. Diese Überraschung führt zum ersten Klarinettenunterricht, der aber eher lustlos verläuft. „Als Teenager ist das natürlich völlig uncool.“

Der musikalische Vater ist Giora Feidman

Die Initialzündung war dann ein Konzert von Giora Feidman. Die Klezmermusik und „die Art, wie Feidman gespielt hat“, haben David Orlowsky berührt, und er hatte ein Ziel gefunden. „Bei Feidman habe ich erlebt, dass ein Ton nie einfach nur ein Ton ist, sondern dass da etwas mitschwingt, das im Publikum etwas auslöst. Das war mir nicht klar, dass das mit Musik geht!“ Das jugendliche Erstaunen ist Orlowsky immer noch anzumerken, auch der Respekt, den er vor der Leistung des Mentors Feidman hat. Jugendlichkeit ist ohnehin ein Attribut, das Orlowsky auszeichnet, ein Pfund, mit dem er auch wuchern kann. Der 27-Jährige ist ein offener Mensch, der ohne Scheuklappen durchs Leben zu gehen scheint. Vieles lässt er auf sich zukommen, hat nicht für alles einen Plan, sucht nicht immer nach einem intellektuellen Überbau, wie er freimütig zugibt. Böse Zungen könnten ihm Naivität vorhalten, positiver betrachtet bedeutet dieses Verhalten Unvoreingenommenheit, eine Offenheit, die vieles ermöglicht und die sich durch eine experimen-



David Orlowsky wird gerne als Nachfolger von Giora Feidman gehandelt, aber eigentlich wäre der junge Klarinettenist am liebsten nur er selbst.

Foto Uwe Arens

tellem Arbeitsweise entwickelt. Und es zeigt ein Nachdenken über die eigene Person, welches suggeriert, dass sich hier jemand nicht wichtig nimmt und eher mit sympathischer Freude annimmt, was ihm karrieretechnisch alles widerfährt.

Und dennoch ist er selbstbewusst genug zu wissen, dass er sich von manchem mühsam befreien muss, beispielsweise vom Mentor Feidman. „Ich versuche, mich von Giora abzusetzen. Ich will nicht, dass man mich für seinen Nachfolger hält. Die Begegnung mit ihm war wichtig, aber ich habe inzwischen eine andere Entwicklung gemacht.“ Orlowsky nennt den großen Klarinettenisten eine Art

„musikalischen Vater“, von dem er herkomme, bei dem er viel gelernt habe und ohne den er wahrscheinlich nicht Musik machen würde, von dem er sich aber nun emanzipieren müsse.

Noch immer hängt ihm der Satz nach, den Feidman bei einem gemeinsamen Konzert der beiden öffentlichkeitswirksam gesagt hat, nämlich, dass David Orlowsky der neue Giora Feidman sei. „Einerseits suggeriert das, er wäre nicht mehr da, was ja nicht stimmt. Er ist immer noch sehr da und spielt viele Konzerte mit einer unfassbaren Kondition.“ Andererseits wehrt Orlowsky sich wieder gegen das Schubladendenken. „Ich bin nicht er und will das auch gar nicht sein, mittlerweile hat sich mein musikalischer Stil doch sehr verändert. Man sieht zwar, wo ich herkomme, aber das ist inzwischen eine ganz eigene musikalische Sprache geworden.“

In der Tat zeigen Orlowskys CD-Produktionen eher eine Mischung aus Pop, Folk und Klassik. Vor allem Arrangements folkloristischer Titel aus den Balkanländern sind auf der letzten Einspielung „Nessiah“ zu finden. Dazu zahlreiche Kompositionen von ihm und seinem Triokollekte Florian Dohrmann. Für die jüngste CD-Produktion haben Orlowsky und seine Trio einen Echo bekommen, einen Preis der Plattenindustrie, der in den letzten Jahren massiv ins Rampenlicht gerückt wurde. Zu viel Aufmerksamkeiten mag der Musiker dieser oder anderen Auszeichnungen aber nicht beimessen. „Sicherlich kann so ein Preis manche Türen öffnen, unsere Agenturen sagen auch, dass es leichter wird, Auftritte in großen Konzertsälen zu arrangieren. Andere Konzertveranstalter wiederum scheuen sich da wenig drum.“ An Stellen wie diesen spürt man in der Unterhaltung mit David Orlowsky einen großen Drang nach

Freiheit und Unabhängigkeit. Das in der Musikindustrie so häufig anzutreffende Schubladendenken ist ihm ebenso zuwider wie die Beziehungs- und Abhängigkeitsverhältnisse, die dort häufig geschaffen werden.

Orlowsky und seine Partner Florian Dohrmann und der Gitarrist Jens-Uwe Popp nehmen sich künstlerische Freiheiten, lassen sich wenig beeinflussen bei der Wahl ihres Repertoires und setzen nicht zuletzt deshalb weitgehend auf Eigenarrangements und Neukompositionen, die oft ganz zufällig und in einem sehr demokratischen Prozess entstehen. „Wir treffen uns, jeder bringt Stücke und Ideen mit, und dann behandeln wir die so, als ob sie von einer ganz anderen Person stammen würden. Alles kommt auf den Prüfstand, wird musikalisch ausprobiert, anschließend diskutiert und auch verworfen, wenn einer von uns Einwände hat.“

Erst während des Studiums hat Orlowsky so richtig geübt

Nach der Begegnung mit Feidman beginnt Orlowsky ein Klarinettenstudium an der Folkwang-Hochschule in Essen, allerdings nach wie vor ohne rechte Begeisterung für klassische Musik. „Ehrgeizig war ich eigentlich gar nicht, weil ich immer gedacht habe, das läuft ja von selbst. Erst im Studium mit Anfang zwanzig habe ich realisiert, was ich alles nicht kann, und bin da nach einem Jahr tierisch auf die Schnauze geflogen und habe wirklich angefangen zu üben. Das bereue ich jetzt auch, weil ich für manche Sachen, technisch schwierige Stellen manchmal länger brauche. Das Problem war, dass ich ja schon im Studium immer unterwegs war und mit dem Trio Konzerte gespielt habe.“ Die Einstellung zum Musizieren und

zur klassischen Musik ändert sich bei David Orlowsky erst, als ihn der berühmte Geiger Gidon Kremer zum Lockenhaus-Festival einlädt und er zum ersten Mal auf richtig hohem Niveau Kammermusik macht.

„Das war das zweite Aha-Erlebnis in meinem Leben.“ Daraus ist heute ein selbstbewusster Umgang mit den musikalischen Formen und Stilen geworden. Aus dem jungen Klezmerfan ist ein vielseitiger Musiker geworden, der traditionelle Folkloretitel ebenso im Repertoire hat wie Solokonzerte und Kammermusik. Daraus ist in seinem Verständnis etwas geworden, das er „Weltkammermusik“ nennt, was letztlich auch zur Namensänderung seines Trios geführt habe: Aus David Orlowskys „Klezmorim“ ist ganz simpel das Trio mit seinem Namen geworden. Dabei ist auch diese Formation wieder ein reines Zufallsprodukt. 1997 gründet er mit dem Kontrabassisten Florian Dohrmann das Ensemble, weil er Mitsstreiter braucht für einen Fernsehbeitrag. „Der damalige SWF hat ein Porträt über mich gedreht, und die sagten zu mir, ich solle meine Band mitbringen. Und das war eben das Lockmittel, die beiden anderen zu begeistern.“ Dohrmann kannte er aus der Studentenphilharmonie in Tübingen, und so entstand eine Verbindung, die heute ein erfolgreiches Ensemble ist.

Immer wieder zeigt sich bei Orlowsky diese zwanglose Attitüde, die deutlich macht, dass da einer selbstbewusst und unabhängig sein will und nicht für alles nach Begründungen sucht: „Unsere Musik hat keine Botschaft im gesellschaftlichen Sinn. Musik ist aber nicht nur Spaß – wir sehen das schon sehr ernst. Aber wir legen vor allem ästhetische Maßstäbe an, keine intellektuellen. Für uns steht immer im Vordergrund, dass Dinge hörbar sein müssen und uns gefallen.“

Reden im Laufen

Als Treffpunkt für das Interview hatte David Orlowsky das Café im Karlsruher Schlossgarten vorgeschlagen. Aber statt gemütlich bei Kaffee zu plaudern, wird daraus bei strahlendem blauem Himmel an diesem kalten Winternachmittag ein ausgedehnter Spaziergang. Als Musiker sitze man die meiste Zeit im Auto, der Bahn oder im Flugzeug, da sei ein Spaziergang doch eine gute Alternative. Das Argument ist verständlich. Kurzerhand schnappt er sich das Aufnahmegerät, steckt es in die Tasche der Cargohosen, das Mikrofon wandert in die Brusttasche der Jacke, und schon geht es los. Mehrmals umrunden Journalist und Musiker den Schlosspark. Manch einer der Entgegenkommenden wundert sich über die Kabel, die aus Orlowskys Taschen hängen. Doch diese Blicke fechten ihn ebenso wenig an wie Vorurteile, die manche Kritiker ihm und seiner Musik entgegenbringen. dip

Turbulenter Herzschmerz auf Schwäbisch

Elisabeth Kabateks „Laugenwecke zum Frühstück“ ist der erste Stuttgarter Frauenroman, den auch Männer gerne lesen

Von Simone Drescher

Mit ihrer Protagonistin hat Elisabeth Kabatek auf den ersten Blick wenig gemein. Im Gegensatz zu der 31-jährigen, chaotisch-verträumten Pipeline Praetorius wirkt die 42-jährige Autorin aufgeräumt und bodenständig. Sie ist jedenfalls so bodenständig, dass sie es „schiefer aus den Socken gehauen hat“, als ihr unlängst der Silberburg-Verlag mitteilte, dass ihr Erstlingswerk „Laugenwecke zum Frühstück“ sich seit der Veröffentlichung im Oktober 2008 satte 15 400-mal verkauft hat. „Der Verlag hatte eigentlich damit gerechnet, dass sich die erste Auflage

von 5000 Stück zwei Jahre halten wird, die war aber bereits nach sechs Wochen vergriffen.“ Inzwischen ist die vierte in Arbeit. Elisabeth Kabatek, gebürtig aus Gerlingen und hauptberuflich als Abteilungsleiterin für Fremdsprachen, Kulturveranstaltungen, Frauenbildung, Literatur und Kunstgeschichte an der Volkshochschule Ostfildern zuständig, kann sich den Erfolg nicht recht erklären: „Es wäre verlogen zu sagen, ich hätte nur für mich oder die Schublade geschrieben, aber dass das Buch einen solchen Erfolg haben würde, damit hätte ich niemals gerechnet.“

Mit „Laugenwecke zum Frühstück“ (in Anlehnung an Helen Fieldings „Bridget Jones – Schokolade zum Frühstück“) hat sich die Tochter des verstorbenen langjährigen Geschäftsführers des Ehapo Verlags ihren langen Traum vom Schreiben erfüllt. Außerdem ist es der erste Frauenroman, der in Stuttgart spielt. Pipeline Praetorius, genannt Line, ist 31, männer- und arbeitslos und wohnt in einer Singlewohnung mit Gasofen im fünften Stock in der Reinsburgstraße in Stuttgart-West. Kabatek fabuliert flotte, köstliche Männer-, Job- und Familienturbulenzen und reitet auf den schwäbischen Klischees herum, ohne den einheimischen Leser damit zu langweilen. Niemals macht sie sich lustig über die schwäbische Seele, niemals wird sie zynisch, was menschliche Schwächen und Absurditäten – wie Lines Möchtegernintellektualität – angeht. Sie lässt einen Herrn Tellerle und eine Frau Müller-Thurgau als Nach-

barn genau das über die Kehrwoche im geschriebenen Dialekt fachsimpeln, was man – als Stuttgarter Bürger – entweder schon selbst erlebt hat oder was man – als Nicht-Stuttgarter – vom Hörensagen kennt. Kabatek beherrscht dabei die Gratwanderung zwischen dem distanzierten Blick von außen und dem tiefen, ambivalenten Verständnis für die schwäbische Mentalität.

Die Geschichte ist gemacht zum Drineintauchen, zum Miterleben, zum Nachfühlen – ein Wohlfühlroman. „Eigentlich habe ich Unterhaltungssromane immer als unter meinem Niveau empfunden“, sagt Kabatek schmunzelnd. „Ich wollte immer etwas Hochliterarisches schreiben, etwas Tiefschürfendes.“ Schließlich habe sie ja auch Literaturwissenschaft studiert. „Laugenwecke zum Frühstück“ war eine Notlösung. „Irgendwann hat sie gemerkt, dass es ihr Ding ist. ‚Mir geht es gut dabei, wenn ich etwas Lustiges schreibe, das macht mir unglaublichen Spaß.‘ Weihnachten 2007/2008 befand sie sich in der Hochphase. ‚Da war ich voll auf Adrenalin. Ich hatte so viel daran herumgeschrieben, bis ich endlich meinen eigenen Stil gefunden hatte‘, erinnert sich Kabatek.

„Irgendwann war es dann so, wie ich es haben wollte, und nicht so, wie ich dachte, dass es andere haben wollen.“ Und genau das war es wahrscheinlich, was den Tübinger Regionalverlag Silberburg überzeugt hat. Beim Schreiben hat ihr auch ihr Hobby geholfen: Elisabeth Kabatek singt in einem Jazz-

chor und hat viel für Klang und Rhythmus übrig. „Ich habe mir Passagen immer laut vorgelesen. Wenn ein Text den richtigen Lesefluss hat, klingt er auch in den Ohren.“

Inzwischen ist ihr Terminkalender vollgepackt mit Lesungsterminen. Sie ist schon dazu übergegangen, manche abzusagen. Durch ihre Arbeit an der Volkshochschule weiß sie um die Bedürfnisse des Publikums. „Meistens wollen die Leute Anekdoten hören. Dann erzähle ich ihnen zum Beispiel, dass ich vieles, was in meinem Buch vorkommt, aus meinen täglichen Fahrten mit der U-Bahn ziehe. Die schwäbischen Unterhaltungen, die zwischenmenschlichen Dramen, die sich da abspielen, die kleinen Absurditäten des Alltags.“ Elisabeth Kabatek hat den Kopf voller Ideen, saugt alles auf, was sie erlebt und beobachtet. „Ich wundere mich manchmal, dass so wenigen Leuten auffällt, wie absurd manche Dinge sind.“ Den zweiten Teil von „Laugenwecke zum Frühstück“ hat sie bereits „im Kopf geschrieben“.

In der Danksagung am Ende des ersten Teils dankt Elisabeth Kabatek ihrem verstorbenen Vater dafür, verrückte Ideen für das Normalste von der Welt zu halten. „Er hat einen großen Teil dazu beigetragen, dass ich mich beim Schreiben von nichts habe beirren lassen. Er wäre sicherlich sehr stolz auf mich, wenn er das miterleben könnte.“

Am 17. Februar liest Elisabeth Kabatek im Buchcafé des Buchhauses Wittwer.



Elisabeth Kabatek kennt, mag und versteht die schwäbische Seele. Foto StZ